

ALOIS PRINZ Insel

*»Wohin
gehöre
ich?«*

BIOGRAFIE

RAINER MARIA
RILKE

insel taschenbuch 5144

Alois Prinz

»Wohin gehöre ich?«

Rainer Maria Rilke



ALOIS PRINZ

»*Wohin gehöre ich?*«

RAINER MARIA RILKE

BIOGRAFIE

Insel Verlag

Erste Auflage 2026
insel taschenbuch 5144
Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos und Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Rainer Maria Rilke in seiner Berliner Wohnung, 1910,
Foto: Archivio GBB/Alamy/mauritus images, Mittenwald
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-68444-2

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@insel-verlag.de
www.insel-verlag.de

Inhalt

Prolog 7

I. In der Rue Campagne-Première 14

II. Der Stern im Dunkeln 30

III. Malte vor dem Spiegel 43

IV. Gefährliche Weiten und sichere Schutzhütten 56

V. Der ewige Gast 74

VI. Soldat »Maria« oder Wie man aus jemandem etwas macht 93

VII. Türme und Worte 112

VIII. Wohin gehöre ich? oder Die Suggestion der Liebe 129

IX. Von den Dingen und der unendlichen Sicherheit 137

X. Rilke, der Drachentöter oder »I gave her my heart, but she wanted my soul« 147

XI. Zwischen Elya und Liliane oder Die Liebe in Zeiten der Revolution 153

XII. Die innere Lokalität oder Du musst Dein Leben ändern 171

XIII. Die »Großtuer der Liebe«
und der Boden der Revolution 182

XIV. Die Krankheit der Welt und die Spuren des Widerstands	192
XV. Abschiede oder Weit geworfene Herzen	205
Epilog Wir sind die Verwandler der Erde	212
Quellennachweise	237
Verwendete Literatur (Auswahl)	257
Bildnachweis	265

Prolog

Es muss Ende des Jahres 1918 oder Anfang des Jahres 1919 gewesen sein, als es in der Ainmillerstraße in München zu einer denkwürdigen Begegnung kam. Im Haus mit der Nummer 34, im vierten Stock, wohnte der Dichter Rainer Maria Rilke, und an diesem Tag hatte er ungewöhnliche Gäste. Bei ihm, der seine Einsamkeit verteidigte und sonst nur selten jemand zu sich einlud, fand eine politische Sitzung statt. Normalerweise war Rilke darauf bedacht, Besucher nur einzeln zu empfangen, um sich ihnen ganz widmen zu können. Nun war sein Atelierzimmer voller Männer, die von seiner Haushälterin Rosa Schmid misstrauisch beäugt wurden. Sie hatten auf dem Sofa und auf Stühlen Platz genommen, manche standen, und einige saßen auf dem Fußboden. Es war eine gemischte Gesellschaft: Arbeiter, Soldaten, Bürger, Künstler. Der Schriftsteller Ernst Toller war dabei, ebenso der Kommunist Alfred Kurella mit einem Kreis junger Leute und Erich Mühsam, der zu den Anführern der Räterepublik gehörte und den Rilke einmal »anarchistisch überanstrengt« nannte. Was sie einte, war ihre revolutionäre Gesinnung. Vergangenen November hatte in München eine Revolution stattgefunden. König Ludwig III. war geflohen. Bayern war zur Republik erklärt und der Schriftsteller Kurt Eisner zum ersten Ministerpräsidenten gewählt worden. Rilke hatte von Anfang an große Sympathien für die Revolution. Nach dem verheerenden Weltkrieg und der Niederlage Deutschlands hoffte er auf einen wirklichen Neuanfang, ohne dass die alten Fehler wiederholt werden. Er war sogar zu den Massenversammlungen gegangen, und man kannte ihn nun als den Dichter, der auf der

Seite der Revolutionäre stand. Die Revolution hatte jedoch nach der Ermordung Eisners an Schwung verloren, und Gegenkräfte hatten an Einfluss gewonnen. Die Frage war, wie es weitergehen soll. Eine Antwort darauf erhoffte man sich von Rilke.

Zu den Besuchern gehörte auch Oskar Maria Graf, damals ein junger Arbeiter aus Berg am Starnberger See, der Gedichte schrieb und ein glühender Anhänger der Revolution war. Graf und Rilke kannten und schätzten sich. Und später, als Graf verhaftet wurde, setzte sich Rilke für ihn ein und bewahrte ihn vor einer langen Haftstrafe und womöglich vor noch Schlimmerem. Über dreißig Jahre danach gedachte Graf seines Freundes, dessen »unfassbare Gottgläubigkeit« und »Wortverantwortlichkeit« er bewunderte. In diesen Aufzeichnungen schildert er auch das Zusammentreffen in Rilkes Wohnung.¹ Rilke habe sich, so Graf, mit einer »zärtlichen Interessiertheit« jedem zugewandt. Die Wirkung, die er hervorrief, hatte für Graf etwas gleichzeitig »Frappierendes und Komisches«: »Diese scheinbar so rauh-realistischen Männer aber verwandelten sich in seiner Gegenwart im Nu. Unwillkürlich nahmen sie Rilkes Art an, ja sie redeten sogar mit einem Male so wie er, was mitunter besonders lächerlich wirkte.«

Das Treffen in der Ainmillerstraße in München ist eine beispielhafte Szene, was passieren kann, wenn Politik auf Kunst trifft. Diese Kombination steht, zu Recht, im Verdacht, dass nichts Gutes dabei herauskommt. Dichter erweisen sich leicht als »Träumer«², wenn sie sich in die Politik einmischen oder gar an die Macht kommen und dann viel Unheil anrichten können. War Rilke auch so ein politischer Träumer oder ein »politisches Kind«³, wie ihn die Frau seines Verlegers und seine Förderin, Katharina Kippenberg, nannte? Für den Journalisten Frank Schirrmacher war Rilke nicht politisch naiv, sondern gefährlich. Er entdeckte an ihm eine Geisteshaltung, ein »pathologisches Grundmuster«,

das ihn zum geistigen Verwandten von Despoten wie Adolf Hitler macht.⁴ Beide, Rilke wie Hitler, beabsichtigten, wie Schirmmacher behauptet, die »radikale Negation des Bestehenden im Namen einer irrealen Gegenwelt«. Letzter Beweis für Rilkes faschistoide Einstellung ist für Schirmmacher ein Brief, den der bereits schwer erkrankte Dichter im Januar 1926, ein Jahr vor seinem Tod, schrieb und in dem er Sympathien für den italienischen Politiker Benito Mussolini äußerte, den Rilke in erster Linie als einen Bewunderer des Dichters Giuseppe Ungaretti kannte.⁵

Schirmmacher bezieht sich in seinem Essay auch auf das Treffen in der Ainmillerstraße, wie es Graf überliefert hat. Was sich dort abspielte, beschreibt er als eine »tragikomische Vermählung von Geist und Politik, von Rose und Maschinengewehr«. Solche drastischen, reißerischen Urteile kann man allerdings nur gewaltsam aus Grafs Schilderung ableiten. »Lächerlich« war für Graf nicht die Versammlung und auch nicht Rilke. Lächerlich wirkten die Revolutionäre, wenn sie versuchten, Rilkes Verhalten und seinen Ton nachzuahmen. Alles, was man dieser Szene entnehmen kann, ist, dass Rilke andere Worte gebrauchte als seine Gesprächspartner und ein anderes, weiteres Verständnis von Politik hatte. Daraus einen gefährlichen Ästhetizismus abzuleiten, ist sehr kurz gedacht und kommt der Weigerung gleich, Rilke in seinen Ansichten zu folgen und ihn ernst zu nehmen.

Rilke aber sollte man ernst nehmen. Er war kein politischer Dichter wie Bertolt Brecht oder Erich Fried, aber er war nicht unpolitisch. Die Tausenden von Seiten seiner Briefe sind durchzogen von Gedanken zur Politik im Allgemeinen und zu politischen Ereignissen im Besonderen. Inwiefern ist er also doch ein politischer Dichter? Bei der Rilke-Feier am 16. Januar 1927 in Berlin hielt Robert Musil eine Rede, mit der er »den größten

Dichter, [...] den die Deutschen seit dem Mittelalter besessen haben«, ehren wollte. »Er war«, so Musil, »in gewissem Sinne der religiöseste Dichter seit Novalis, aber ich bin nicht sicher, ob er überhaupt Religion hatte. Er sah anders. In einer neuen, inneren Welt.«⁶ Im gleichen Sinne könnte man sagen, Rilke war ein eminent politischer Dichter, aber man kann nicht sicher sein, ob er überhaupt Politik hatte. Er sah anders, in einer neuen, inneren Weise. Wie anders er sah und in welcher inneren Weise, dem kommt man nahe, wenn man die Jahre betrachtet, in denen Rilke den Weltkrieg und die nachfolgende Revolution erlebte. Von diesen Münchner Jahren, wie man sie nennen könnte, geht dieses Buch aus, um Rilkes Leben zu beleuchten.

Am 14. Juli 1914 verließ der Dichter Rainer Maria Rilke seinen Wohnort Paris. Eine kurze Reise nach Deutschland wollte er machen und dann wieder in die französische Hauptstadt zurückkehren. Doch der Weltkrieg, der im August ausbrach, durchkreuzte seine Pläne. Nach Paris konnte der gebürtige Prager als österreichischer Staatsbürger nicht zurückkehren. Fast fünf Jahre, von 1914 bis 1919, verbrachte er, mit kürzeren und längeren Unterbrechungen, in München. In dieser Zeit des Krieges und der nachfolgenden Revolutionen versiegt seine dichterische Kraft fast vollkommen. Immer wieder beklagte er, dass seine »voix interieur«, seine innere Stimme, verstummt sei. Die *Elegien*-Dichtung, die er auf dem Schloss Duino begonnen hatte, konnte er nicht weiterführen. Dieses Verstummen war nicht das, was man gemeinhin als Schreibblockade versteht, es war für Rilke die angemessene und einzig mögliche Antwort auf den Wahnsinn des Krieges. Krieg und Dichtung schlossen sich für ihn gegenseitig aus. Indem man etwas ausschließt, bestimmt man damit gleichzeitig seine eigene Position. Insofern verweist Rilkes Kritik am Krieg auf sein Selbstverständnis als Dichter. Und umgekehrt wird durch seine Auffassung

von Dichtung seine radikale Ablehnung des Krieges verständlich.

Der Krieg hat Rilke als Dichter verstummen lassen, er hat aber nicht aufgehört, den Krieg verstehen zu wollen. Er war befreundet mit Sophie Liebknecht, der Frau von Karl Liebknecht, dem Mitbegründer der Kommunistischen Partei, der im Januar 1919 ermordet wurde, und er suchte den Kontakt zu hochrangigen Politikern wie Walter Rathenau oder Richard Kühlmann, dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Nicht nachvollziehen konnte oder wollte er Auffassungen, die den Krieg verstanden als etwas Natürliches oder als gottgewollt. Für Rilke war der Krieg »Menschenmache«, ein Unheil, in dem die Menschen gefangen sind in einem Teufelskreis von falschem Patriotismus, Großtuerei, Profitgier, Rachedgedanken und Unfähigkeit zu trauern. Er war überzeugt davon, dass man diesem Teufelskreis nur entrinnen kann, wenn man die Menschen versteht als Wesen, die auch »im Unsichtbaren« beheimatet sind, in einem größeren »Ganzen«. Rilke bezeichnet es als seine »Besessenheit«, zu zeigen, dass das Leben »nicht mit den Menschen eindeutig« sei, sondern weit über sie hinausgehe oder tief unter sie hinabreiche.⁷ Weil er am Krieg litt und die gängigen Rechtfertigungen des Tötens und Leidens nicht mit seinem eigenen Glauben verbinden konnte, stellte er sich immer wieder die Frage »Wohin gehöre ich?«. Das war nicht nur eine Frage nach seinem politischen Standort. Es war eine existenzielle Frage nach seinem Platz im Leben und eine Frage nach seinem Selbstverständnis als Dichter.

Die Radikalität, mit der Rilke den Krieg ablehnte, entspricht der Radikalität, mit der er als Dichter lebte. Von seinen Mitmenschen als überaus höflich, fein, schüchtern und zartfühlend erlebt, war er von unerbittlicher Härte, wenn es um seine Gedichte ging und um seine Lebensführung. Rilke war zeit seines Lebens ein Unbehauster. Keiner Nation fühlte er sich zugehörig. Von

seiner Prager Herkunft hatte er sich losgesagt. Wie Thomas Mann in einer großbürgerlichen Villa zu wohnen, war für ihn undenkbar. Nie hielt er sich lange an einem Ort auf. Hotels, Pensionen, angemietete Wohnungen, Schlösser, in die er eingeladen wurde, waren seine wechselnden und vorübergehenden Unterkünfte. Eine feste Adresse hatte er nicht, ebenso wenig wie einen festen Platz im Leben. Seine vielen Kontakte zu Angehörigen des Adels und sein Wunsch, selbst von adliger Abstammung zu sein, lassen sich verstehen aus seiner Faszination für die aristokratische Lebensweise, die frei ist von bürgerlichen Zwängen, auch von Zwängen des Geldverdienens.

Diese Freiheit und Unbehaustheit hatte ihren Preis. Seine kurzfristigen Versuche, ein bürgerliches Leben zu führen, endeten mit Enttäuschungen und tiefen Verletzungen. Rilke war bewusst, dass er als Ehemann und Vater vieles schuldig geblieben war, wenn nicht gar versagt hatte. Und die Beziehungen zu Frauen, die hitzig begannen und trostlos endeten, bilden eine lange, sehr lange Reihe. Immer wieder kam es zum Konflikt zwischen Liebe und Leben, Leben und Arbeit. Auf die Spitze getrieben, entschied sich Rilke in diesem Konflikt immer für die Arbeit, für seine Kunst. Nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil er sich verpflichtet fühlte. Er verstand sich nicht als Autor, »der Bücher macht«, sondern als Künstler, der Dichtungen schafft, die aus einer inneren Verfassung entstehen und die ihn mit sich selbst und mit der Welt in Einklang bringen. Mit seiner Kritik an »gangbarer Marktware«, an Büchern, die den »Erfolg anlocken«, seiner Klage über »Eindringlinge«, von denen sein »Beruf« überfüllt sei, stellte Rilke einen hohen, sehr hohen Anspruch an Literatur auf, den man als elitär und anmaßend abtun kann, der einem jedoch eine Vorstellung davon geben kann, was Literatur im Idealfall sein könnte und welche Anforderungen sie stellt. Für ihn selbst bedeutete dieser Anspruch,

nur zu schreiben, was er schreiben muss, größte Genauigkeit, keine Preise oder Ehrungen anzunehmen und Kommentare zu seinen Büchern, seien sie kritisch oder anerkennend, zu ignorieren.

Dass Ruhm die Summe aller Missverständnisse sei, diesen Satz, auf Auguste Rodin bezogen, hat Rilke auch für sich in Anspruch genommen. Urteile über ihn, die Missverständnissen gleichkommen, gibt es zur Genüge, ob man ihn nun als weltfremden Turmbewohner, romantischen Poseur, als »Sternenfänger«, als »Feintäschler«⁸, als Gamaschen tragenden Snob, als gezierten Reimedrechsler, als Schnorrer, der sich von reichen Frauen aushalten lässt⁹, oder als Genie bezeichnete. Rilke hat diese Bilder von sich nicht nur hingenommen, er hat sie befördert. Wenn er bei Lesungen in weißen Handschuhen auftrat und diese mit feierlicher Gebärde, Finger für Finger, abstreifte, ehe er mit sonorer Stimme seine Gedichte vortrug, wusste er, was die Zeitungen am nächsten Tag schreiben würden. In seinem *Malte Laurids Brigge* lässt er einen Sohn auftreten, der seine Heimat verlässt und von dem seine Familie, als er zurückkehrt, glaubt, er sei der Alte. Der Sohn aber freut sich über diesen Irrtum, weil es sich hinter Missverständnissen gut verstecken lässt.

Hat Rainer Maria Rilke die Frage »Wohin gehöre ich?« am Ende seines Lebens beantworten können? Menschen, die ihn zu fassen versuchten, verwies er auf die Gestalt von sich, die er »draußen, göltiger« ständig zu bauen versuchte. »Halte Dich an sie«, empfahl er einer jungen Frau, »wenn sie Dir groß und bedeutend erscheint. Wer weiß, wer ich bin? ich wandle und wandle mich. Sie aber ist die Grenze meiner Verwandlung, ihr reiner Rand: strahlt sie Dir Liebe, zu Herzen, gut: so laß uns beide an sie glauben.«¹⁰

I. In der Rue Campagne-Première

Die Rue Campagne-Première in Paris ist eine belebte Straße zwischen dem Friedhof Montparnasse und dem Jardin du Luxembourg. Zahlreiche Geschäfte bieten hier ihre Waren an. In einem gibt es Parfüm- und Riechfläschchen, in einem anderen kann man Brot kaufen, in einem dritten wird mit altem Gerümpel wie Möbeln und Bilderrahmen gehandelt. Das Haus Nr. 17 fällt auf, weil es zur Seitengasse hin große Atelierfenster hat. Im Erdgeschoss wohnt die Concierge, Madame Cordier. Betritt man über den Hof das Haus, erkennt man schon an den Namensschildern der hellgrün gestrichenen Türen, dass die Bewohner aus allen möglichen Ländern kommen. Eine hölzerne Wendeltreppe schraubt sich hinauf bis in den vierten Stock. Dort oben, an der Tür links, steht kein Name. Hier will der Dichter Rainer Maria Rilke einziehen.¹

Die Wohnung ist noch nicht eingerichtet, und solange noch Handwerker darin beschäftigt sind, wohnt der siebenunddreißigjährige Rilke, der erst kürzlich, am 25. Februar 1913, von einer Reise nach Spanien zurückgekommen ist, im »Hotel Lutetia«. Zwei Tage nach seiner Ankunft, am Freitag, ist »Mi-Carême«, ein Feiertag in der Fastenzeit, an dem die Leute nicht arbeiten, sondern sich verkleiden und zum Tanzen gehen. Rilke fährt mit dem Zug hinaus nach Sceaux, einem Vorort im Süden von Paris. Er will Marthe besuchen, um zu sehen, wie es ihr geht. Rilke ist ihr vor zwei Jahren zufällig auf der Straße begegnet. Marthe Hennebert war damals arbeitslos und abgemagert. Sie machte einen verzweifelten und heruntergekommenen Eindruck und

war nahe davor, ihren Körper zu verkaufen. Rilke hatte Mitleid mit der jungen Frau und beschloss, ihr zu helfen. Er sammelte Geld für sie und überredete Freunde, sie bei sich aufzunehmen, was allerdings nicht lange gutging. So lernbegierig und begabt Marthe war und so eifrig sie die Bücher verschlang, die Rilke ihr gab, so war sie auch lebenshungrig, schwer zu bändigen, und ihre Vorstellung von Freiheit war grenzenlos.

In Sceaux lebt Marthe, die gerade erst zwanzig geworden ist, bei einem russischen Bildhauer namens Stepan Erzia.² Der lächelt, als er die Tür öffnet und Rilke sich vorstellt. Offensichtlich hat Marthe schon von ihrem Wohltäter erzählt. Sie stürzt ungeduldig hinter einem Vorhang hervor, als Erzia nach ihr ruft. Das Atelier ist ein einziges Durcheinander. Ebenso der Raum, in dem Marthe und der »Russe« auf Holzpaletten schlafen. Den ganzen Tag war sie schon aufgereggt und hat sich schön gemacht. Sie hat ein goldenes Band um die Stirn und ist in ein Gewand gewickelt, das an eine griechische Tunika erinnert. Trotz der Kälte besteht sie darauf, barfuß in ihren Sandalen zu laufen. Rilke fährt mit ihr in die Stadt, und sie gehen in den Tanzpalast »Bul-lier«. Auf Tanzen hat sie dann doch keine Lust, weil es zu viel zu erzählen gibt, und ihr Appetit ist immens, sie kann »endlos« essen. Rilke erfährt, dass sie mit dem russischen Künstler, den sie einen »Wilden« nennt, »wie eine Schwester« zusammenlebt, ihn aber nicht liebt und auch nicht begleiten will, wenn er, wie er es vorhat, nach Italien geht.

Die beiden verpassen den letzten Zug zurück nach Sceaux, und so bleibt Rilke nichts anderes übrig, als sich mit Marthe bis in die Morgenstunden in den Straßen herumzutreiben. Überall liegen gefärbte Schneereste und bunte Konfettis. Rilke ist es peinlich, dass er sich im Pariser Nachtleben nicht auskennt und sie in billigen Cabarets, anrühigen Tanzlokalen und Spelunken landen. Die Leute schauen verwundert auf das seltsame Paar, be-

sonders auf Marthe in ihrer Tunika und auf ihre nackten Füße in den Sandalen. Rilke fühlt sich arm neben diesem »reichen kleinen Geschöpf«. Sie erscheint ihm wie eine »Bettlerin im Himmel« oder wie ein Vogel, »der aus einem sehr hohen Nest gefallen ist, das er nie wieder finden wird«. Am Morgen bringt er sie zurück nach Sceaux.

An diesem Tag lässt er die wenigen Möbel, die er während seiner Abwesenheit in einem Depot untergebracht hatte, in die Rue Campagne-Première bringen. Was ihm jetzt noch fehlt, sind Dinge des täglichen Gebrauchs wie Bettdecken und Handtücher, die er sich im Kaufhaus »Bon Marché« besorgt. Das Geld für all diese Ausgaben hat er von seinem Verleger Anton Kippenberg bekommen. Obwohl seine Bücher immer höhere Auflagen erreichen, leidet Rilke unter ständiger »Geldnot«. Mit seiner sorglosen Art, Geld auszugeben, selbst wenn er nur wenig oder keines besitzt, hat er Kippenberg schon oft zur Verzweiflung gebracht. Andere, wie Harry Graf Kessler, ein Kunstliebhaber und Mäzen, der ebenfalls in Paris lebt, empfinden Rilkes Verhältnis zu Geld hingegen als »wohlthuende Abgeschiedenheit gegen das materielle Leben«.³

Rilke hatte bereits viele Wohnungen in Paris. Es waren schäbige Mansardenzimmer wie zu seiner ersten Zeit in der französischen Hauptstadt oder, später, herrschaftliche Räume im »Hotel Brion«, einem Prachtbau aus dem 18. Jahrhundert. In der Rue Campagne-Première 17 hat er schon einmal gewohnt, im Mai 1908, im Atelier der Malerin Mathilde Vollmoeller. Er hatte sich in diesem Viertel damals sehr wohlfühlt, und er war froh, wieder im selben Haus eine Unterkunft gefunden zu haben. Die Wohnung besteht aus einem hohen Zimmer mit Atelierfenster, einem kleinen Schlafzimmer und einem engen Nebenraum mit Waschbecken und Toilette.

Rilke kann anspruchslos wie ein Mönch leben. In Russland



Rainer Maria Rilke, Herbst 1906.

hatte er auf Strohsäcken in Viehställen geschlafen. Aber er genießt es auch, auf Reisen in den besten Hotels unterzukommen. Ob Mönchsklausen oder Luxushotels – für Rilke macht das keinen großen Unterschied, nur das Vulgäre ist ihm unerträglich, und worauf er nicht verzichten kann, ist, sich mit schönen Dingen zu umgeben. In seiner jetzigen Wohnung hat er nur wenige, aber geschmackvolle Möbel. Am Fenster steht ein Schreibtisch, den ihm der Bildhauer Auguste Rodin geschenkt hat. Die Bleistifte,

die Federn und das Schreibpapier darauf sind akkurat geordnet. Daneben ein Stehpult, an dem Rilke am liebsten schreibt. Sonst nur noch ein alter Sessel und ein Tisch mit Stuhl. Rilke könnte auf das alles verzichten. Es gibt nur einige Dinge, an denen er wirklich hängt. Das ist ein Foto seines Vaters, eine russische Ikone aus dunklem Silber, ein Christusbild, das er schon als kleiner Junge immer bei sich trug, ihm wichtige Briefe, die er in einer Truhe aufbewahrt, und einige seiner Bücher, die zu Hunderten in den weißlackierten Regalen stehen.

Wie lange Rilke in diesem Zimmer bleiben wird, weiß er nicht. Alle Wohnungen sind für ihn nur eine vorübergehende Bleibe, eine »transportable Schutzwelt« oder eine »pied-à-terre«, wie er sie nennt.⁴ Nur einmal – nach der Hochzeit mit der Bildhauerin Clara Westhoff – hat er den Versuch gemacht, sesshaft zu werden. Sie bezogen ein Haus in Westerwede bei Worpswede und wurden Eltern einer kleinen Tochter, Ruth. Rilke hatte gehofft, dass er sein Gefühl, unsichtbar und durchlässig zu sein wie ein Gespenst und nicht dazuzugehören, verlieren würde, wenn er ein Haus besitzt, eine Frau hat, Vater ist. Endlich sollte in Erfüllung gehen, was er sich in seinem Leben am sehnlichsten wünschte, nämlich »greifbarer, tatsächlicher« zu werden, ein »Wirklicher unter Wirklichem«.⁵

Er tat alles, was von einem Ehemann und Familienvater erwartet wurde, versuchte, Geld zu verdienen, und war bereit, Arbeiten anzunehmen, die ihn weit weggeführt hätten von dem Künstlerleben, das er eigentlich führen wollte. Schließlich musste er sich eingestehen, in eine Sackgasse geraten zu sein. Nach außen hin war es ein finanzieller Bankrott des jungen Paares, der es zwang, alles aufzugeben. Die eigentlichen Gründe lagen für Rilke tiefer. Alles um ihn war gut, war anerkannt, hatte seine Berechtigung, aber dieses Leben empfand er, so beschrieb er es in einem späteren Brief, wie »eine Wirklichkeit außer mir«. Er

gehörte nicht dazu, er ging nicht darin auf, wurde nicht aufgenommen. Clara und er beschlossen, ihren Haushalt aufzulösen und je eigene Wege zu gehen. Ruth wurde zu Claras Eltern gegeben. Seither musste er mit dem Vorwurf, der auch ein Selbstvorwurf war, leben, versagt zu haben, keine Verantwortung übernehmen zu können.

Damals, im August 1902, war er regelrecht nach Paris geflüchtet. Die ersten Monate waren eine schreckliche Zeit voller Einsamkeit, Ängsten und Selbstzweifeln gewesen. Doch mit den Jahren wurde ihm die Stadt zu einer Art Heimat. Was er an dem Leben hier so schätzt, ist, dass er inmitten einer Metropole lebt und dennoch, trotz zunehmender Berühmtheit, anonym bleibt. Wochenlang kann er sich in sein Zimmer zurückziehen, ohne gestört zu werden, und wenn ihm danach ist, kann er in den Jardin du Luxembourg gehen, Museen besuchen oder Freunde treffen. Mit Stefan Zweig, der sich zu dieser Zeit in Paris aufhält, unternimmt er lange Spaziergänge, die für Zweig das höchste Vergnügen sind.⁶ Ständig macht Rilke ihn auf Kleinigkeiten aufmerksam, die er nie beachtet hätte und die nun eine neue, besondere Bedeutung bekommen. Werbesprüche und Namen auf Firmenschildern fallen Rilke sofort auf, wenn sie rhythmisch klingen, und er deklamiert sie laut wie ein Gedicht.

Zweig, sechs Jahre jünger als Rilke, ist voller Bewunderung für den Freund und Kollegen, dessen Gedichte er schon als Schüler gelesen hat. Was er besonders an ihm schätzt, ist, dass er sein ganzes Leben auf seine schriftstellerische Arbeit ausgerichtet hat, nie schlecht über jemanden spricht, weder Zeitungen noch Kritiken liest und versucht, sich ohne Ablenkung einen unge-trübten Blick auf die Welt zu erhalten. Für ihn ist Rilke »der reinste und sanfteste und der größte Dichter, den wir besitzen, als Mensch prachtvoll und dabei bescheiden, beispielhaft für uns alle in seiner Kunst wie in seinem Leben«.⁷